

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Cotroneo, Roberto
Diese Liebe

Roman

Aus dem Italienischen von Karin Krieger

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4129
978-3-518-46129-7

suhrkamp taschenbuch 4129

Anna und Edo sind glücklich. Sie haben eine kleine Buchhandlung im Süden Italiens, zwei wunderschöne Töchter, ihre Leidenschaft für die Poesie, und sie haben sich. Doch als Edo eines Morgens erwacht, hat er alles vergessen: seine Kinder, ihr gemeinsames Leben und sie, Anna. Als er dann auch noch spurlos verschwindet, zieht Anna sich immer tiefer in ihre eigene Welt der Erinnerungen zurück. Dreiundzwanzig lange Jahre widmet sie dieser verlorenen, aber für sie gerade deshalb so realen – und glücklichen – Liebe. Aber wie auch im wahren Leben ist am Ende alles ganz anders, als man denkt.

Roberto Cotroneo wurde 1961 in der norditalienischen Stadt Alessandria geboren, studierte Philosophie und Klavier und war lange Zeit für den Kulturteil der renommierten Wochenzeitschrift *L'Espresso* verantwortlich. Seit seinem Romanerstling *Die verlorene Partitur* (st 3026) gehört er zu den wichtigsten literarischen Stimmen Italiens.

Roberto Cotroneo

Diese Liebe

Roman

Aus dem Italienischen von
Karin Krieger

Suhrkamp

Die italienische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel

Questo amore

bei Mondadori, Mailand.

© 2006 Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano

Umschlagfoto:

Ferdinando Scianna / Magnum Photos / Agentur Focus

suhrkamp taschenbuch 4129

Erste Auflage 2009

© der deutschen Ausgabe

Insel Verlag Frankfurt am Main 2008

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46129-7

I 2 3 4 5 6 – I4 I3 I2 II IO 09

Diese Liebe

*Für Federica,
in der Rue St-André des Arts
glücklich mit all den Pfingstrosen*

Du warst Klarheit, jetzt bist du nur Rätsel noch,
dort, wo die Erde endet,
wie der schroffe Rand einer Klippe.

Es gab einmal einen Tag, da habe ich es geglaubt: Ich schaute die Regale unserer Buchhandlung an und sah das Wort *Liebe* von einem Buchdeckel zum nächsten wandern, über alle Bücher, die im Laden waren.

Es gab einmal einen Tag, da habe ich es geglaubt: Ich ließ meine Blicke schweifen, sah noch einmal seine Regale, die Regale, die er aufgebaut hatte, und alle Bücher, die Bücher in Zweierreihen, und in der zweiten Reihe noch mehr Bücher, sorgfältig gestapelt. Und mir war, als sähe ich sein Lächeln.

Es gab einmal einen Tag, da habe ich geglaubt, ich könnte das Wort *Liebe* jedesmal finden, wenn es sich in den Büchern versteckte. Und ich träumte davon, all die Wörter *Liebe* zu einem langen Abzählreim aneinanderzuheften, zu einem Schleifenband, das die Welt umspannen könnte. So, wie die Äquatorlinie die Erde umspannt.

Wie viele Menschen wissen, daß es Morgenstunden gibt, die geheimnisumhüllt sind? Nicht die Nächte, die Morgen. Jener Morgen war grau, vom Grau eines Septemberendes. Edo öffnet die Augen und geht zum Bad. Ich drehe den Kopf ein wenig, schaue ihm nach und sehe, daß er die Tür des Wandschranks öffnet.

Er zögert.

Ich vermute, daß er ein T-Shirt sucht. Sein Oberkörper ist nackt. Doch er sucht das Bad. Vielleicht schläft er noch. Ich rufe ihn.

»Edo, wohin gehst du?«

Er war es, der wollte, daß das Bad an unser Schlafzimmer grenzt, um den Preis, daß eine tragende Wand durchbrochen und eine Tür eingebaut werden mußte, die niedriger ist als er.

Doch wohin ging er nun?

Er schließt die Schranktür, nimmt keine Notiz von der anderen Tür und verläßt das Zimmer. Zuvor hat er sich umgedreht, hat mich angeschaut und mich offenbar nicht erkannt, wenngleich er doch ein paar Worte sagte.

»Ich suche das Bad.«

Er fügte hinzu: »Ach, es ist immer noch am Ende des Flurs.«

Unser Haus hat keine Flure. Es ist eines von den Häusern in der Altstadt, die eine quadratische Diele haben, man gelangt jeweils von einem Zimmer in das nächste.

Ich tastete nach der Bettdecke, um herauszufinden, ob ich es war, die träumte. Die Bettdecke war da. Das Zimmer war nun ohne ihn. Mir erschien das wie eine Erleichterung. Ich schaute auf seine Seite des Bettes: Er war nicht da. Ich schaute mich noch einmal im Zimmer um. Er war nicht da. Er war hinausgegangen, kein Zweifel.

Die Uhr sagte mir, daß es acht Uhr dreißig war, er hatte die Mädchen zur Schule gebracht und müßte ein paar Minuten vor neun den Rolladen der Buchhandlung öffnen, wie immer. Nur hatte er mich diesmal weiterschlafen lassen.

Doch ich hörte seine Schritte im Nebenzimmer, und da fiel mir ein, daß Sonntag war, daß die Mädchen schliefen und daß die Buchhandlung sonntags geschlossen ist. Obwohl Edo sie am liebsten durchgehend geöffnet hätte.

Ich stand auf.

In dieser ganzen Ruhe, in diesem morgendlichen Grau, in diesem dichten, körnigen Grau gelang es mir nicht, mich zu schützen.

Ich war erschrocken.

In seinen Schritten aus dem Nebenzimmer hatte ich irgend etwas gehört. Ich stand in einer Stille auf, die ich nicht lesen konnte, und ging einen Mann suchen, der sich in seinem Haus verirrt hatte: weil er sich in seinem Kopf verirrt hatte.

In der Nacht vor jenem grauen Morgen hatte es einen Traum gegeben. Einen Traum, an den ich mich Jahre später erinnerte. In dem Traum erzählte mir meine Mutter von ihren Schülern. Meine Mutter unterrichtete wie ich Italienisch, Latein und Griechisch. In dem Traum erzählte sie mir von ihren Schülern und behauptete, daß sie nie fehlten. Da antwortete ich ihr gereizt, sehr gereizt, daß auch meine Schüler nie fehlten. Doch meine Mutter erwiderte, daß Edo sehr wohl fehle.

»Auch Edo nicht«, sagte ich.

Später, im Dämmer Schlaf jenes Morgens, fiel mir ein, daß ich seit zehn Jahren nicht mehr unterrichtete, seit wir die Buchhandlung eröffnet hatten, und daß Edo nie mein Schüler gewesen war. Nicht in der Schule, meine ich. Denn es waren Privatstunden, die ich ihm gegeben hatte.

Seit einigen Jahren sind meine Träume dicht aneinandergedrängt wie eine Viehherde, wenn sie in den ersten Rauhreif des Morgens hinauszieht.

Die Straßen einer Stadt verändern sich mit den Wörtern, und die Wörter verändern die Straßen. Sie können eine Kreuzung erweitern, einen Hof enger machen, und sie können in einem kleinen Bogengang erklingen.

»Anna, hast du Zeit für Privatstunden?«

(»Ich habe zwar Zeit, aber keine Lust.«)

Das habe ich damals gedacht, und ich habe es gesagt.

Habe ich es laut gedacht? Ich hörte ein Flattern, während ich es dachte. Eine Taube, die mich beinahe streifte. Ich, die ich instinktiv die Hand über die kleine Kaffeetasse halte. Die brennende, auf dem Aschenbecher abgelegte Zigarette, die über den ganzen Bartisch rollt, einen Tisch aus Marmorimitat.

»Ich meine für den Fußballer. Erinnerst du dich noch an Palmieri?«

Ich wußte kaum, was ein Fußballspiel ist.

»Er spielte bei Bologna.«

Giovanni ist Philosoph und begeistert sich für Fußball. Philosophen gefielen mir, doch von Fußball verstand ich rein gar nichts. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

Ich sah auf die Uhr. In jenen Jahren trug ich eine Männeruhr, die auf dem Zifferblatt noch ein kleineres Zifferblatt mit einem Sekundenzeiger hatte. Ich sah zu, wie der Sekundenzeiger langsam einen Abschnitt des Zifferblatts zurücklegte, ein Viertel, wie ein dickes Stück Torte.

»Er will einen Buchladen eröffnen.«

Mir ging durch den Kopf, daß ich ein Stück Torte wollte, so groß wie dieses Zeitviertel. So süß wie diese Ungewißheit, wie die Worte, die Giovanni mir über einen Unbekannten erzählte, von dem ich nichts wußte, der jedoch in die unbewegte Zeit meines Lebens getreten war.

»Er will das altsprachliche Abitur machen. Als Privatschüler.«

Dreiundzwanzig Tage vor dem zehnten Hochzeitstag. Laura war acht Jahre alt. Margherita sieben. Zwei Mädchen, seine zwei Mädchen. Edos zwei Mädchen.

Laura und Margherita schliefen in dem kleinen Zimmer mit dem Sternendach, dort, wo Edo die bloßen Ziegelsteine an den Wänden gelassen hatte. Er war auf eine Leiter geklettert und hatte Schnüre aus durchsichtiger Angelsehne an der Decke befestigt. An jede Schnur hatte er ein phosphoreszierendes Sternchen gebunden. Es waren viele, und sie leuchteten in der Dunkelheit. Mit den Jahren ist ihre Leuchtkraft vergangen, doch ich habe die Sterne nicht abgenommen, auch heute nicht, da die Mädchen groß sind und nicht mehr hier zu Hause wohnen. Manchmal, im Dunkeln, sehe ich sie wieder leuchten.

An jenem Morgen, jenem rätselhaften Morgen, erkannte Edo auch das Sternchenzimmer nicht mehr, und er erkannte seine beiden Sternchen, wie er Laura und Margherita immer genannt hatte, nicht mehr. Ich schaute ihm nach, wie er auf den Beinen schwankte, diesen geraden, starken Beinen, die an jenem Morgen zerbrechlich und unsicher wirkten. Das waren nicht die Beine des Mittelstürmers, der die gesamte gegnerische Verteidigung in die Knie zwingen konnte. Seine Beine waren so unsicher wie das körnige Licht des Morgens, wie das heisere Gurren der verborgenen Taube auf dem Dachboden im Palazzo gegenüber. Edo fragte sich, wo er war, in was für einem Haus. Er fragte sich dies in den wenigen Sekunden,

die ihm blieben, bis ich ihm in die Augen sah. Ich war verzweifelt, weil ich die Welt nicht finden konnte, in die ein graues Schicksal ihn mit Gewalt gestoßen hatte.

Der Abend davor. Es gibt immer einen Abend davor, wenn solche Dinge geschehen. Am Abend davor waren wir im Lokal »Alle due corti«, sieben Tische insgesamt. Er wollte drei davon zusammenschieben. Obwohl wir sechzehn Personen waren, wollte er, daß wir alle zusammensaßen. Sein Vater war da, Giovanni war da, mit Marisa. Elvira war da, Rocco war da, und Gianni war da. Im Fernsehen lief eine Show. Tänzerinnen, Flitter, witzige Sprüche. Die Kellnerin bewegte sich flink mit den Gläsern, sie stellte hin, stellte um, räumte auf. Alle flirteten mit ihr, vielleicht sogar Edo.

Sie war aus Trani, einige Jahre später heiratete sie einen Anwalt aus Fidenza. Bevor sie fortging, kam sie in die Buchhandlung. Ich schenkte ihr Ungarettis *Gefühl der Zeit*. *Die wahre Liebe ist eine entflammte Ruhe*.

Sie trug ein schlichtes, dunkles Kleid mit einer Anstecknadel, einer Biene aus gelbem und weißem Gold, die das Dekolleté halbwegs verschloß. Der Anwalt wartete draußen, mit einem großen Mercedes und laufendem Motor.

»Die wahre Liebe ist eine entflammte Ruhe«, dachte ich noch einmal.

Sie schaute das Buch verlegen an, viele Bücher hatte sie vermutlich noch nicht gelesen, sie wußte nicht, ob sie es als Zeichen der Würdigung und des Dankes vor meinen

Augen aufschlagen sollte, so wie man auch ein Geschenk auspacken würde, wußte nicht, ob sie den Titel laut vorlesen sollte, war auch in ihrem Lächeln unschlüssig und verlegen.

An jenem Abend, dem Abend davor, war wohl auch Tonino da. Edo saß am oberen Ende des Tisches, am Ende einer langen Tafel, aber es gelingt ihm immer, mit allen zu reden. Und die Mädchen lachten vergnügt.

Seine Worte am Abend davor, im Dunkel unseres Schlafzimmers, im schwachen Lichtstrahl eines Rolladens. »Morgen, morgen sehen wir weiter.«

Sie waren nicht so wichtig. Dann träumte ich. Und dann diese Augen, die mich anschauten, ohne mich zu erkennen. Wo wohnt die Liebe, wenn man nicht mehr weiß, wen man vor sich hat? In welcher Welt hat sie sich versteckt? In welches Schicksal ist sie entschwunden, um zu verblassen?

Ich ging zu ihm.

»Edo, geht es dir nicht gut?«

Er hatte auch seinen Namen vergessen, in einem Gedächtnis, das versteinert zu sein schien, vor der Welt verborgen, doch besonders vor mir.

Er antwortete: »Edo? Wer ist Edo?«

Erkennen, sich erinnern. Wem hatte ich fünf Tage zuvor Montales *Tagebuch* '72 verkauft? Vielleicht wirklich Toni-no. Mit dem Gedicht *Die Besucher*, das Edo so gefällt.

Es war sehr schwer. Edo, der sich noch in Hosen ins Bett legte, gehörte nicht zu mir, und auch sein leerer Blick gehörte nicht zu mir. Jene wer weiß woher aufgetauchten Wörter gehörten nicht zu mir, langsame, unsichere, entgleitende Wörter.

Ich denke an die Hoffnung auf Heilung zurück, denke an meine Phantastereien: ein Virus, eine Geisteskrankheit, die vielleicht mit einem gewöhnlichen Antibiotikum zu heilen war, eine eigenartige Nervenreizung, womöglich eine anfallartige Alzheimererkrankung, die sich jedoch abschwächen konnte und dann heftig wiederkehrte, in Form einer Tragödie, die sich nicht Knall auf Fall abspielte, sondern in der Allmählichkeit der Zeit, als müßten auch die Tragödien dem Leben eine Form von gewalttätiger Sanftheit zugestehen, eine Zeit der Sammlung, als könnten sie nicht alle auf einmal kommen und ohne Ausweg.

Damals war ich eine Frau, die aus dem Fenster schaute und sich fragte, warum die Tage unverändert sein sollten und auch das Licht noch genauso sein sollte wie das, welches ich bis zu jenem Augenblick gesehen hatte, während doch Edo nicht so sein konnte wie am Abend davor, als er am oberen Ende des Tisches seine Buchhändlergeschichten erzählte und seine Fußballergeschichten und seine Anglergeschichten und seine Küchengeschichten.

Ich fragte mich, wie die Sonne wieder untergehen und dabei ohne Edos Gedächtnis auskommen konnte. Ich fragte mich, wann er mit seinem feurigen Blick zurückkommen würde, mit seiner unruhigen Schlaflosigkeit (er begann immer schon um sechs Uhr morgens, sich im Bett herumzuwälzen), um dann ins Zimmer seiner Sternchen zu gehen und wieder herauszukommen und in der Küche Kaffee zu kochen und im ersten Schubfach nach den Zigaretten zu suchen, er, der stets geraucht hatte, auch als er in der ersten Liga spielte, wenngleich nie besonders viel.

Eine Stunde später kam Antonio zu uns. Die Mädchen waren von der Großmutter abgeholt worden. Antonio erkannte sofort, daß es ernst war, und sagte, er müsse ihn ins Krankenhaus einweisen. Edo schaute ihn an, als hätte er ihn noch nie gesehen, als hätte er uns noch nie gesehen.

Edo schaute aus dem Fenster, auf die wenigen Autos, die vorüberfuhren, vielleicht wußte er nicht, was Autos sind. Ich glaube, er wußte gar nichts mehr. Antonio begleitete ihn ins Bad. Einige Verrichtungen kannte Edo noch. Er erinnerte sich, wo die Gläser standen. Ohne zu zögern griff er nach seinem Glas, seinem Lieblingsglas. Für mich war das ein Zeichen der Hoffnung. Doch es war schwach, und nur ich sah es.

Die Ärzte am Nachmittag sprachen von einem Krankheitsbild der Demenz, doch am folgenden Tag nahmen sie es zurück und erklärten, das sei nun nicht mehr so,

nur einen Tag später. Man verstand nichts, man erkannte nichts. Sie sprachen von einem Neurologen in Rom. Tags darauf fuhren wir nach Rom.

Edo trug eine blaue Hose und ein weißes Hemd mit hellblauen Streifen. Dazu hatte er eine Krawatte umgebunden.

Ich dachte an Edos Krawatte, daran, daß er sich noch an die Bewegungen erinnern konnte, mit der seine Hände den Knoten banden.

Sieben Tage nach der Fahrt nach Rom sah es so aus, als wäre ich es, die das Gedächtnis verloren hatte. Ich erkannte Laura und Margherita nicht mehr, erkannte meine Buchhandlung nicht mehr, konnte sie nicht einmal betreten. Das war schwer, doch alle wußten, daß es vorübergehen würde. Alle wußten, daß es wie ein hohes Fieber war, das man abwarten mußte.

Und so war es auch.

Ich weiß noch, daß die Pension in Rom »Alexandra« hieß, daß sie vierundzwanzig Zimmer hatte, daß unseres dem von Antonio gegenüberlag und daß Antonios Zimmer klein war und auf eine enge Gasse der Altstadt hinausging, während meines auf einen Innenhof zeigte. Für Edo war ein Zimmer mit Blick auf den Innenhof wohl